

Barack Obama

Worte müssen etwas bedeuten

Seine großen Reden



Suhrkamp

suhrkamp taschenbuch 4797

Es sind die Themen unserer Zeit: Klimawandel, Migration, Terrorismus, Atomwaffen, rassistische Gewalt. Es sind die Themen, die Barack Obama in acht Jahren als US-Präsident wie kein anderer Staatsmann verfolgt hat. In seinen Reden zieht er unaufgeregt und konzentriert Lehren aus einer fehlgeleiteten Politik der Vergangenheit und richtet den Blick auf die Zukunft.

Barack Obama ist aber nicht nur ein scharfsinniger Politiker, er ist einer der Menschen, die sich nicht scheuen, Mitgefühl zu zeigen, Verzweiflung und Trauer. Unvergessen seine Rede beim Begräbnis von Nelson Mandela oder seine spontane Äußerung zu dem Attentat in Orlando. Auf seinen Reden gründet sich sein Vermächtnis, Ideale auch angesichts einer schwierigen Realität nicht zu verraten.

Ergänzt wird diese Auswahl seiner wichtigsten Reden um die schon jetzt legendäre Rede seiner Frau Michelle Obama vom 13. Oktober 2016 anlässlich der frauenfeindlichen Äußerungen Donald Trumps während des Präsidentschaftswahlkampfes.

Barack Obama, geboren am 4. August 1961 in Honolulu auf Hawaii, ist der 44. Präsident der USA und Friedensnobelpreisträger. Er ist der erste Afroamerikaner, der in das höchste Regierungsamt der USA gewählt wurde.

Birgit Schmitz, geboren 1971, studierte Geschichte, Germanistik und Soziologie in Köln. Sie arbeitet seit 15 Jahren im Verlagswesen.

Barack Obama

Worte müssen etwas bedeuten

Seine großen Reden

Herausgegeben von Birgit Schmitz

Suhrkamp

Originalausgabe

Erste Auflage 2017

suhrkamp taschenbuch 4797

© dieser Zusammenstellung: Suhrkamp Verlag Berlin 2017

© Alle Reden by US-Botschaft Berlin/Amerika Dienst
der folgenden Übersetzungen:

© *Das Wagnis der Hoffnung; Yes, We Can; Ein vollkommener Bund;
Newtown, du bist nicht allein; Michelle Obama, Wenn die anderen ihre schlechteste Seite zeigen, zeigen wir unsere beste* by Birgit Schmitz

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet,
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rothfos & Gabler, Hamburg

Umschlagabbildung: Al Drago / NYT / Redux / laif

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-46797-8

Inhalt

- Das Wagnis der Hoffnung* – 2004 7
- Yes, We Can* – 2008 12
- Ein vollkommener Bund* – 2008 17
- Jetzt ist unsere Zeit* – 2008 27
- Unsere Geschichten sind einzigartig, unser Schicksal aber
ist ein gemeinsames* – 2008 39
- Wir haben uns heute hier zusammengefunden, weil wir uns für
Hoffnung anstelle von Angst entschieden haben* – 2009 45
- Das menschliche Schicksal wird immer das sein,
was wir daraus machen* – 2009 55
- Ein Neuanfang* – 2009 65
- Diese Orte haben über die Zeit nichts von ihrer Grausamkeit
verloren* – 2009 87
- Wir müssen damit beginnen, die schwere Wahrheit
anzunehmen* – 2009 93
- Das ist die Realität, der wir uns stellen müssen* – 2010 111
- Schlechte Dinge geschehen, und wir müssen uns danach vor
einfachen Erklärungen hüten* – 2011 123
- Das ist die Zukunft, die wir uns erhoffen* – 2012 128
- Newtown, du bist nicht allein* – 2012 135
- Ein Mensch, dessen Leben wie kein zweites war* – 2013 141

- Die Folgen des sorglosen Nichtstuns sind
nichts Abstraktes* – 2014 149
- Denn wir sind aus dem Wandel geboren* – 2015 158
- Hier habe ich Afrika getroffen, das Afrika, an das ich
immer geglaubt habe* – 2015 172
- Die Kritiker haben sich geirrt* – 2015 187
- Hier können wir zeigen, was möglich ist* – 2015 199
- Es ist Zeit, das Embargo aufzuheben* – 2016 207
- In Hiroshima veränderte sich die Welt für immer* – 2016 220
- Dies ist eine ernüchternde Mahnung* – 2016 225
- Ich habe schon zu viele Familien umarmt* – 2016 229
- Eine Prüfung für unsere gemeinsame
Menschlichkeit* – 2016 243
- Michelle Obama, Wenn die anderen ihre schlechteste Seite
zeigen, zeigen wir unsere beste* – 2016 250

Das Wagnis der Hoffnung

Grundsatzrede beim Nominierungsparteitag
der Demokratischen Partei
Boston, 27. Juli 2004

... **D**er heutige Abend ist eine besondere Ehre für mich, denn seien wir ehrlich: Es war ziemlich unwahrscheinlich, dass ich einmal auf dieser Bühne stehen würde. Mein Vater war ein Austauschstudent, geboren und aufgewachsen in einem kleinen Dorf in Kenia. Er hütete Ziegen und ging in einer Wellblechhüte zur Schule. Sein Vater – mein Großvater – war Koch und Hausdiener bei den Briten.

Aber mein Großvater hatte große Träume für seinen Sohn. Durch harte Arbeit und Beharrlichkeit erhielt mein Vater ein Stipendium, um an einem magischen Ort zu studieren: Amerika, das als Leuchtturm für Freiheit und Chancen schon vielen Menschen zuvor den Weg hierher gewiesen hat.

Während er hier studierte, lernte mein Vater meine Mutter kennen. Sie war in einer Stadt am anderen Ende der Welt geboren worden, in Kansas. Ihr Vater arbeitete während der Great Depression auf Ölfeldern und Farmen. Am Tag nach Pearl Harbor meldete sich mein Großvater zum Militär, kam zu Pattons Armee und marschierte mit ihr quer durch Europa. Zu Hause zog meine Großmutter derweil das Baby auf und ging in einer Flugzeugfabrik des Militärs zur Arbeit. Nach dem Krieg ermöglichte es ihnen der »G. I. Bill« zu studieren, mit Hilfe eines F. H. A.-Kredits kauften sie sich

ein Haus und zogen später auf der Suche nach Arbeit nach Westen – bis nach Hawaii. Und auch sie hatten große Träume für ihre Tochter. Ein gemeinsamer Traum, geboren auf zwei Kontinenten.

Meine Eltern teilten nicht nur eine unwahrscheinliche Liebe, sie teilten auch den beständigen Glauben an die Möglichkeiten dieser Nation. So gaben sie mir einen afrikanischen Namen, Barack, oder »Gesegnet«, im Glauben daran, dass in einem toleranten Amerika ein Name kein Hindernis für Erfolg sein würde. Sie stellten sich vor, dass ich auf die besten Schulen des Landes gehen würde, obwohl sie nicht reich waren, weil man im großzügigen Amerika nicht reich sein muss, um seine Ziele zu erreichen. Sie beide sind inzwischen verstorben. Aber ich weiß, dass sie in dieser Nacht mit großem Stolz auf mich herunterschauen.

Sie stehen hier mit mir, und ich stehe hier heute, dankbar für die Vielfalt meines Erbes und mir darüber bewusst, dass die Träume meiner Eltern in meinen beiden kostbaren Töchtern weiterleben. Ich stehe hier in dem Wissen, dass meine Geschichte ein Teil der größeren amerikanischen Geschichte ist, dass ich jenen etwas schulde, die vor mir kamen, und dass in keinem anderen Land auf dieser Erde meine Geschichte überhaupt möglich gewesen wäre.

Heute Abend haben wir uns hier versammelt, um die Großartigkeit unserer Nation zu unterstreichen – nicht wegen der Höhe unserer Wolkenkratzer oder der Macht unseres Militärs oder der Größe unserer Wirtschaft. Unser Stolz basiert auf der sehr einfachen Annahme, zusammengefasst in einer Erklärung, die vor über 200 Jahren gemacht wurde:

»Folgende Wahrheiten erachten wir als selbstverständlich: dass alle Menschen gleich geschaffen sind; dass sie von ihrem Schöpfer mit gewissen unveräußerlichen Rechten

ausgestattet sind; dass dazu Leben, Freiheit und das Streben nach Glück gehören.«

Das ist das wahre Genie Amerikas, der Glaube – der Glaube an einfache Träume, das Bestehen darauf, dass kleine Wunder möglich sind; dass wir unsere Kinder abends zudecken und wissen, dass sie Nahrung und Kleidung haben und ihnen kein Schaden droht; dass wir sagen können, was wir denken, schreiben, was wir denken, ohne ein plötzliches Klopfen an der Tür zu hören; dass wir eine Idee haben und unser eigenes Geschäft eröffnen können, ohne Schmiergeld zu bezahlen; dass wir ohne Furcht vor Strafe an einem politischen Prozess teilnehmen können und dass unsere Stimmen zählen werden – jedenfalls meistens.

Dieses Jahr, bei dieser Wahl, sind wir dazu aufgerufen, uns noch einmal unserer Werte und Verpflichtungen zu versichern, sie gegen die harte Realität zu verteidigen und so dem Vermächtnis unserer Vorfahren und dem Versprechen für zukünftige Generationen gerecht zu werden.

Heute sage ich Ihnen, amerikanische Mitbürger, Demokraten, Republikaner und Unabhängige: Wir müssen mehr tun – mehr tun für die Arbeiter, die ich in Galesburg, Illinois, getroffen haben, die ihre Jobs bei Maytag verloren haben, weil man diese nach Mexiko verlegt hat, und nun konkurrieren sie mit ihren eigenen Kindern um Jobs für sieben Dollar die Stunde. Wir müssen mehr für den Vater tun, den ich getroffen habe und der seine Arbeit verloren hat, der seine Tränen kaum zurückhalten konnte, weil er nun nicht mehr krankenversichert ist und nicht weiß, wie er die 4 500 Dollar für die Medikamente seines Sohnes aufbringen soll. Mehr tun auch für die junge Frau aus East St. Louis und viele Tausende andere wie sie, die gute Schulnoten, den Elan und Willen haben, aber nicht das Geld, um aufs College zu gehen.

Verstehen Sie mich nicht falsch, die Menschen, die ich treffe – in kleinen und großen Städten, in Restaurants und Büros –, erwarten nicht, dass die Regierung all ihre Probleme löst. Sie wissen, dass sie selber hart arbeiten müssen, um voranzukommen, und sie wollen das auch. ... Doch sie ahnen, dass ein paar geringfügige Veränderungen bezüglich der Prioritäten sicherstellen können, dass jedes Kind in Amerika eine faire Chance hat und die Türen für alle offen bleiben ...

Auch jetzt, in diesem Moment, wo wir hier sprechen, gibt es jene, die sich darauf vorbereiten, uns zu spalten ... Ich sage Ihnen heute Abend: Es gibt nicht ein liberales Amerika und ein konservatives Amerika – es gibt die Vereinigten Staaten von Amerika. Es gibt nicht ein schwarzes Amerika und ein weißes Amerika und nicht ein Amerika der Hispanics und eines der Asiaten – es gibt nur die Vereinigten Staaten von Amerika.

Die Experten möchten unser Land in rote und blaue Staaten zerteilen, rote Staaten für die Republikaner, blaue Staaten für die Demokraten. Aber für die habe ich Neuigkeiten. Wir beten zu einem Ehrfurcht gebietenden Gott in den blauen Staaten, und in den roten Staaten mögen wir keine Geheimdienstler, die unsere Bibliotheken durchsuchen. Wir trainieren die Little League in den blauen Staaten, und ja, wir haben einige schwule Freunde in den roten Staaten. Es gab Patrioten, die gegen den Krieg im Irak waren, und es gab Patrioten, die den Krieg im Irak unterstützt haben. Wir sind alle ein Volk, wir alle schwören Treue auf die Fahne, wir alle verteidigen die Vereinigten Staaten von Amerika.

Am Ende geht es bei dieser Wahl genau darum. Wirken wir mit an einer Politik des Zynismus, oder beteiligen wir uns an einer Politik der Hoffnung? ...

Ich spreche nicht von blindem Optimismus – es ist schon

willentliche Dummheit, zu glauben, dass Arbeitslosigkeit einfach dadurch verschwindet, dass wir nicht darüber nachdenken, oder die Krise des Gesundheitssystems gelöst wird, indem wir sie ignorieren. Das ist nicht, worüber ich spreche. Ich spreche über etwas viel Substanzielleres. Es ist die Hoffnung der Sklaven, die um ein Feuer sitzend Freiheitslieder singen; die Hoffnung der Einwanderer, die sich zu fernen Küsten aufmachen; die Hoffnung eines jungen Marineleutnants, der mutig im Mekong-Delta patrouilliert; die Hoffnung des Sohns eines Stahlarbeiters, der allen Widrigkeiten die Stirn bietet; die Hoffnung eines mageren Kindes mit einem lustigen Namen darauf, dass es auch für dieses Kind in Amerika einen Platz gibt.

Hoffnung angesichts von Schwierigkeiten. Hoffnung angesichts von Unsicherheit. Das Wagnis der Hoffnung eingehen. ...

Yes, We Can

Rede nach den Vorwahlen in New Hampshire
Nashua, 8. Januar 2008

... **S**ie wissen, vor wenigen Wochen hatte sich niemand vorgestellt, was wir heute Abend in New Hampshire erreicht haben. Niemand konnte sich das vorstellen.

Die meiste Zeit lagen wir im Wahlkampf hinten. Wir wussten immer, dass ein steiler Weg vor uns liegen würde. Aber ihr seid in sagenhafter Zahl gekommen und habt euch für den Wandel ausgesprochen. Mit euren Stimmen und eurer Wahl habt ihr klargemacht, dass in diesem Moment, bei dieser Wahl, in Amerika etwas geschieht.

Es geschieht dort, wo Männer und Frauen in Des Moines und Davenport, in Lebanon und Concord ihr Haus verlassen und sich im Januarschnee in eine Warteschlange einreihen, die sich rund um den Block erstreckt, weil sie daran glauben, was dieses Land alles sein kann.

Es geschieht dort, wo Amerikaner, die jungen und die junggebliebenen, die sich vorher niemals an Politik beteiligt hatten, in so hoher Zahl erschienen sind, wie wir es niemals zuvor erlebt haben, weil sie tief in ihrem Herzen wussten, dass es dieses Mal anders sein muss. Es geschieht dort, wo Leute abstimmen – und nicht einfach für die Partei, der sie angehören, sondern für die Hoffnungen, die wir alle gemeinsam haben.

Und ob wir nun reich oder arm, schwarz oder weiß, Hispa-

tics oder Asiaten sind, ob wir aus Iowa oder New Hampshire, Nevada oder South Carolina stammen, wir sind bereit, dieses Land in eine grundlegend neue Richtung zu führen.

Das ist es, was gerade in Amerika geschieht, ein Wandel geschieht in Amerika.

Ihr alle, die ihr heute Abend hier seid, die ihr so viel Herzblut und Arbeit in diesen Wahlkampf gesteckt habt, ihr könnt die neue Mehrheit sein, die diese Nation aus der langen politischen Dunkelheit führt.

Demokraten, Unabhängige und Republikaner, sie alle sind müde von der Spaltung und dem Gezerre, die Washington verdunkeln, sie wissen, dass wir nicht immer einer Meinung sein können. Sie verstehen, wenn wir unsere Stimme erheben, um das Geld und den Einfluss herauszufordern, die uns im Weg stehen. Sie verstehen, dass wir uns auch selbst herausfordern, etwas Besseres zu erreichen, und sie wissen, dass es kein Problem gibt, das nicht gelöst werden kann; dass es kein Schicksal gibt, das wir nicht meistern können. Unsere neue amerikanische Mehrheit kann die Schande einer Gesundheitsversorgung, die man sich nicht leisten kann, die nicht vorhanden ist, beenden. Wir können Ärzte und Patienten, Arbeiter und Unternehmen, Demokraten und Republikaner an einen Tisch bringen, und wir können der Pharma- und der Versicherungsindustrie sagen, dass sie nicht jeden Platz an diesem Tisch kaufen können, nicht dieses Mal, nicht jetzt.

Unsere neue Mehrheit kann die Steuervergünstigungen für Unternehmen streichen, die Arbeitsplätze nach Übersee schaffen. Arbeitende Amerikaner verdienen es, dass durch Steuererleichterungen für die Mittelklasse etwas zurück in ihre Taschen fließt.

Wir können damit aufhören, unsere Kinder in Schulen zu

schicken, auf deren Gängen die Scham vorherrscht, und beginnen, sie auf den Weg des Erfolgs zu bringen.

Wir können aufhören, darüber zu reden, wie großartig Lehrer sind, und anfangen, sie für ihre Großartigkeit zu belohnen, indem wir ihnen mehr Gehalt zahlen und sie mehr unterstützen. Wir können das mit unserer neuen Mehrheit tun.

Wir können uns den Einfallsreichtum von Landwirten und Wissenschaftlern, Bürgern und Unternehmern zunutze machen, um diese Nation von der Tyrannei des Öls zu befreien und unseren Planeten zu retten, bevor es kein Zurück mehr gibt.

Und wenn ich Präsident der Vereinigten Staaten bin, werden wir den Krieg im Irak beenden und unsere Truppen nach Hause bringen. Wir werden in Afghanistan den Kampf gegen Al-Qaida beenden. Wir werden uns um die Kriegsveteranen kümmern. Wir werden unser moralisches Ansehen auf dieser Welt wiederherstellen. Und wir werden niemals mehr den 11. September dazu nutzen, um Wählerstimmen zu mobilisieren, weil das keine Taktik ist, um eine Wahl zu gewinnen. Es ist vielmehr eine Herausforderung, die Amerika und die Welt einen sollte, um gegen die verbreiteten Bedrohungen des 21. Jahrhunderts anzukämpfen: Terrorismus und Atomwaffen, Klimawandel und Armut, Völkermord und Krankheiten. ...

Man hat uns aufgefordert, eine Pause einzulegen, um zu überprüfen, ob das alles überhaupt realistisch ist. Man hat uns davor gewarnt, den Menschen dieser Nation falsche Hoffnungen zu machen. Aber in der unwahrscheinlichen Geschichte Amerikas war es niemals falsch, Hoffnung zu haben.

Wann immer man uns vor unüberwindbare Hindernisse gestellt hat, wann immer man uns gesagt hat, dass wir noch nicht so weit sind oder dass wir es nicht versuchen sollten

oder dass wir es nicht können, haben Generationen von Amerikanern darauf mit einer simplen Überzeugung, die die Haltung der Menschen zusammenfasst, geantwortet:

Yes, we can.

Yes, we can.

Yes, we can.

Es war ein Glaubensbekenntnis, aufgeschrieben in den Gründungsdokumenten, die das Schicksal der Nation bestimmten: Yes, we can.

Es wurde geflüstert von Sklaven und von Sklavenbefreiern, als sie sich den Weg zur Freiheit durch die dunkelste Nacht bahnten: Yes, we can.

Es wurde gesungen von den Einwanderern, als sie sich von fernen Küsten auf den Weg machten, und von den Pionieren, die westwärts einer erbarmungslosen Wildnis entgegenzogen: Yes, we can.

Es war der Ruf der Arbeiter, die sich organisierten, der Frauen, die das Wahlrecht erstritten, eines Präsidenten, der als New Frontier den Mond wühlte, und eines Königs, der uns auf den Berggipfel führte und uns den Weg ins Gelobte Land wies:

Yes, we can – für Gerechtigkeit und Gleichheit.

Yes, we can – für Chancen und Wachstum.

Yes, we can – diese Nation heilen.

Yes, we can – diese Welt reparieren.

Yes, we can.

... Wir werden uns daran erinnern, dass in Amerika etwas geschieht, dass wir nicht so gespalten sind, wie unsere Politiker

uns glauben machen wollen, dass wir ein Volk sind, dass wir eine Nation sind. Zusammen werden wir ein neues großes Kapitel der amerikanischen Geschichte aufschlagen, mit drei Worten, die von Küste zu Küste erschallen werden, from sea to shining sea: Yes, we can.

Ein vollkommener Bund

Rede über Rassismus in Amerika
Philadelphia, 18. März 2008

... »**W**ir, das Volk, von der Absicht geleitet, unseren Bund zu vervollkommen ...« Vor 221 Jahren hat sich eine Gruppe von Männern in einem Saal – den es auf der gegenüberliegenden Straßenseite immer noch gibt – versammelt und mit diesen einfachen Worten Amerikas unwahrscheinliches Experiment in Sachen Demokratie begonnen. Bauern und Gelehrte, Staatsmänner und Patrioten, die den Ozean überquert hatten, um Tyrannei und Verfolgung zu entkommen, ließen schließlich ihre Unabhängigkeitserklärung auf dem Konvent in Philadelphia, der das ganz Frühjahr 1787 dauerte, Wirklichkeit werden.

Das Dokument, das sie verabschiedeten, war zwar unterschrieben, aber nicht abgeschlossen. Es war befleckt von der Erbsünde dieser Nation: der Sklaverei. Eine Frage, die die Kolonien spaltete und auch den Konvent zum Stillstand brachte, bis die Gründerväter schließlich beschlossen, den Sklavenhandel weitere 20 Jahre zu erlauben und eine Lösung einer zukünftigen Generation zu überlassen. Dabei enthielt die Verfassung bereits die Antwort auf die Frage der Sklaverei – eine Verfassung, in deren Mittelpunkt das Ideal der Gleichheit aller Bürger und Bürgerinnen vor dem Gesetz stand; eine Verfassung, die ihrem Volk Freiheit und Gerechtigkeit versprach und einen Bund, der sich mit der Zeit vervollkommen sollte.

Doch die Worte auf dem Pergament reichten nicht aus, um die Sklaven von ihren Fesseln zu befreien oder Männern und Frauen unabhängig von ihrer Hautfarbe und Religion die vollen Bürgerrechte der Vereinigten Staaten zu verschaffen.

Es bedurfte vieler Amerikaner, die in jeder Generation bereit waren, durch Protest und Kampf auf den Straßen und in den Gerichtssälen, durch Bürgerkrieg und zivilen Ungehorsam und immer unter großem Risiko die Lücke zwischen den Versprechen unserer Ideale und der Realität ihrer Zeit zu schließen.

Es war eine der Aufgaben, die wir uns zu Beginn des aktuellen Wahlkampfes stellten: den langen Marsch derer fortzusetzen, die sich vor uns aufgemacht haben; den Marsch in ein gerechteres, gleicheres, freieres, sozialeres und wohlhabenderes Amerika. Ich habe mich entschieden, zu diesem historischen Zeitpunkt für das Präsidentenamt zu kandidieren, weil ich zutiefst davon überzeugt bin, dass wir den Herausforderungen unserer Zeit nicht begegnen können, wenn wir es nicht gemeinsam tun. Unser Bund wird dann vollkommen sein, wenn wir begreifen, dass unsere Geschichten unterschiedlich sein mögen, wir aber dieselben Hoffnungen teilen; dass wir vielleicht verschieden aussehen und unterschiedlicher Herkunft sind, aber das Gleiche wollen: eine bessere Zukunft für unsere Kinder und Enkel ...

Doch die Äußerungen, die jetzt diesen Sturm entfesselt haben, waren nicht bloß kontrovers. Sie lassen sich nicht abtun als der Versuch eines Kirchenvertreters [Pastor Jeremiah Wright, dessen Kirche Obama in Chicago besuchte und der u. a. die US-Regierung für Aids und den 11. September verantwortlich machte], sich gegen offensichtliche Ungerechtigkeit aufzulehnen. Im Gegenteil, sie sind der Ausdruck einer völlig verzerrten Sicht auf dieses Land; einer Sicht, die den weißen

Rassismus für endemisch hält und Amerikas Mängel höher veranschlagt als alles, was wir an Amerika schätzen; einer Sicht, der zufolge die Konflikte im Nahen und Mittleren Osten primär auf das Verhalten treuer Verbündeter wie Israel zurückzuführen sind und nicht etwa aus den perversen, hass-erfüllten Ideologien des radikalen Islams hervorgehen.

Insofern waren Pastor Wrights Bemerkungen nicht nur falsch, sondern stifteten Uneinigkeit in einer Zeit, wo Einigkeit nötig ist; sie waren aufgeladen mit rassistischen Vorurteilen in einer Zeit, in der wir zusammenfinden müssen, um eine Reihe großer Probleme zu lösen – zwei Kriege, die Terroris- musgefahr, eine wankende Volkswirtschaft, die chronische Krise im Gesundheitswesen und einen Klimawandel mit womög- lich verheerenden Folgen; lauter Probleme, die weder nur Schwarze noch Weiße, weder nur Asiaten noch Hispanics be- treffen, sondern Probleme, die uns alle angehen. ...

Ich glaube nicht, dass dieses Land es sich in diesem Mo- ment leisten kann, die Rassenfrage zu ignorieren. ...

Um die gegenwärtige Situation zu verstehen, ist es not- wendig, uns daran zu erinnern, wie wir zu diesem Punkt ge- langt sind. William Faulkner schrieb einmal: »Das Vergan- gene ist nicht tot; es ist nicht einmal vergangen.« An dieser Stelle muss nicht noch einmal die Geschichte rassistischen Unrechts in diesem Lande wiedergegeben werden. Aber wir sollten nicht vergessen, dass viele der Gegensätze, die es heu- te zwischen der afroamerikanischen Gemeinde und der üb- rigen amerikanischen Gesellschaft gibt, auf die Ungleichhei- ten zurückzuführen sind, die frühere Generationen erleiden mussten: das brutale Erbe der Sklaverei und eine gesetzlich verankerte Rassendiskriminierung.

Schulen nur für Schwarze waren und sind schlechtere Schulen, und selbst über 50 Jahre nach Brown versus Board